

Das Gottesgerücht wachhalten

Wie sich religiöse Sprachlosigkeit überwinden lässt – auch in der eigenen Familie. **VON ANDREAS R. BATLOGG**

Bist du aus der Kirche ausgetreten?“ Die Frage überraschte meine jüngere Schwester – und empörte sie. Wie ich denn dazu käme? Als ich meinte, Glaube und Kirche sei nie ein Thema zwischen uns, antwortete sie knapp: „Ausreten tut man doch nicht!“ Mein Versuch, nach 40 Ordens- und über 30 Priesterjahren ins Gespräch zu kommen, war damit abrupt beendet. Sexskandale, Zölibat, Kirchensteuer oder Bischöfe in den Schlagzeilen, sexualisierte Gewalt und spiritueller Missbrauch: Das sind (Reiz-)Themen. Darüber lässt sich reden – oder mitleidig lächeln. Das Gefühl schwingt mit: Du hängst mitten drin in „diesem Verein“, du bist Teil des „Systems“, das als „hoffnungslos korrupt“ und „unreformierbar“ gilt.

Selbstredend kam dann aber einmal die Sprache auf die Beerdigung unserer Mama: Wo und wie? Allgemein, wie wir es mit dem Grab unserer Eltern halten werden, angesichts der Tatsache, dass mein älterer Bruder weit weg, ich noch weiter weg lebe von unserem Heimatort. In dem Zusammenhang ist mir die von dem Wiener Pastoraltheologen Paul M. Zulehner oft zitierte Stelle aus dem Prophetenbuch Sacharja neu aufgegangen: „Wir wollen mit euch gehen; denn wir haben gehört: Gott ist mit euch“ (Sach 8,23). Der Satz fällt aus Anlass der Völkerwallfahrt nach Jerusalem. Bisher ungläubige Völker werden sich, so die Vorhersage, Jahwe zuwenden. Ungläubige werden sich denen anschließen, von denen sie gehört haben: Mit ihnen ist Gott unterwegs. Das zieht an. Das macht neugierig – und so entsteht Interesse.

Von einer „missionarischen Kirche im Aufbruch“ hat Papst Franziskus gesprochen. Oft mit einem Tonfall, der auf manche moralisierend wirkte. Er machte aufmerksam auf kirchliche Strukturen, Gewohnheiten und Stile, die Aufbruch verhindern oder zumindest blockieren. Das kann selbst in lebendigen Gemeinden passieren, die nach außen wie eine Burg wirken – davon erzählen Menschen, die den Wohnsitz wechseln und keinen Anschluss finden, besonders junge Familien. Aber wie sieht ein „Leben mit Gott“ aus? Wie wirkt es sich aus – so, dass andere aufmerksam und neugierig werden? Das ist eine andere Frage als der Blick auf Kirche, auf Liturgie, auf Posten und Funktionen, auf Bischöfe und Päpste oder selbst auf den Pfarrer. Entscheidet sich mein Christsein daran, ob mir der Pfarrer oder der Papst „sympathisch“ ist? Wie „spricht“ mein Leben von Gott? Was „erzählt“ mein Alltag davon? Was fehlt, wenn Gott fehlt? Fehlt überhaupt etwas? Offensichtlich (für viele) nicht. Denn ein immer größer werdender Teil der Gesellschaft kommt scheinbar auch ohne Gott ganz gut aus. Oder übersehen wir etwas, wenn wir das nach wie vor nur am sonntäglichen Kirchbesuch messen?

Solche Fragen stellen sich auch in „religiösen“ Familien. Solche Fragen kennen Ordensfrauen und Ordensmänner, Pfarrer und Kapläne, Pastoralreferentinnen und Gemeindeglieder aus eigener Erfahrung: Was ihnen viel bedeutet, was ihnen zu ihrem Beruf, ja zu ihrem Leben geworden ist, bedeutet denen, in deren Mitte und mit denen sie aufgewachsen sind, nichts – oder nichts mehr. Eine schmerzliche Erfahrung. Aber ist das wirklich so? Oder hängt dieser Eindruck auch mit einer ge-

wissen (familiären) Sprachlosigkeit zusammen? Die Frage beschäftigte mich: Wie schaut denn ein Leben aus, das von Gott in unserer Mitte zeugt? Anders gefragt: Wie und wo kommt Gott zur Sprache – in meinem Reden, in meinem Tun? Oder einfach, weil wir unser Leben leben und mit der Art und Weise, wie wir das tun, anderen „zur Frage werden“?

Die Sprachlosigkeit in der eigenen Familie ist ein Spiegelbild dessen, was wir gesellschaftlich erleben: Wir müssen immer wieder und vielleicht ganz neu lernen, unseren Glauben zu buchstabieren. Katechismusanworten mögen dabei manchmal noch nützlich sein, weil sie verknappt. Aber sie reichen nicht aus, weil sie selten eine existenzielle Ebene ansprechen. Mir helfen oft Texte von Huub Oosterhuis (1933–2023), die eine „anschlussfähige“ sprachliche Potenz erzeugen können, die Sprachlosigkeit überwinden hilft, weil sie sich Klischees verweigert („Sprechen Sie kirchisch?“ – „Nein, ich bin normal.“). Hier wird nicht auf Stereotype zurückgegriffen, die vielerorts verschwunden sind oder schlicht nichts mehr auslösen. Es ist mühsam, im Dunkeln herumzustochern und darauf zu hoffen, irgendwo und irgendwie mit dem einen oder anderen Wort zu „landen“. Und es tut weh, wenn das, zumal bei den Liebsten, nicht gelingt oder nicht mehr gelingt. Viele Eltern und Großeltern wissen davon ein Lied zu singen.

Was ich erlebe: Taufen oder Hochzeiten, wo sie noch stattfinden, sind Gelegenheiten, bei denen kirchliche Formeln gehört und manchmal neu und unerwartet zur Frage werden. Auch bei kirchlichen Begräbnissen kann das eine oder andere Wort eine Rückfrage auslösen, (etwa bei Verwendung der Texte *In hora mortis* von Thomas Bernhard). Vor allem, wenn (Sprach-)Routine nicht die persönliche Betroffenheit, das eigene Ringen und Suchen und Fragen verdrängt. Das spüren Menschen heute und macht sie hellhörig – bis dahin, dass sie sagen: „Wir haben gehört...“.

Der Freiburger Jesuit Karl Rahner (1904–1984) stammte aus einer frommen, aber, wie er stets betonte, nicht „bigotten“ Familie. Von seinen sechs Geschwistern wurde auch der Bruder Hugo (1900–1968) Jesuit und Priester, beide waren bekanntlich Professoren an der Universität Innsbruck. „Der Christ und seine ungläubigen Verwandten“ lautet ein Artikel von Karl Rahner im Jahr 1954, zunächst in der Zeitschrift *Geist und Leben* veröffentlicht. Eingeweihte wussten, Rahner spricht von sich beziehungsweise von Erfahrungen in der eigenen Familie: „Der Christ von heute lebt in einer Diaspora, die tief in seine eigene Verwandtschaft hineinreicht.“

Hilft die Lektüre eines über 70 Jahren alten Artikels, selbst wenn sein Autor Rahner heißt? Jenseits aller Nostalgie: Ich stieß erneut auf Gedanken, die mir weiterhalfen. „Es ist schwer, allein ein Christ und Katholik zu sein in einer heidnischen oder säkularisierten Familie und Sippe“, lautet eine Eingangsbemerkung, die sich auf die Diaspora bezieht, auf „religiöse Gleichgültigkeit“ oder „nur noch wenig maskierte Ungläubigkeit“, auf „Verlegenheit“ gegenüber nichtkatholischen Verwandten. „Wir werden mehr als früher Fremdlinge sein selbst unter denen, die wir lieben“: eine erstaunliche Prognose für die damalige Zeit! Genauso aktuell

klingt der Ärger über „den Mischmasch von Glaube, speißbürgerlicher Tradition, klerikaler Primitivität und problematischer politischer Meinungen“. Man kann dabei heute an die Vereinnahmung von Religion durch Parteien und quasireligiöse Rituale in der Politik denken.

Was sich vor 70 Jahren abzeichnete, ist heute – am Übergang von einem Wahlchristentum, in das ich wie selbstverständlich hineingeboren werde, hin zu einem Entscheidungschristentum – längst handfeste Realität: „Dieses Christentum des Einzelnen muss immer neu errungen werden, es muss aus eigener Kraft leben und kann nicht das soziologische Produkt der Umwelt sein. Es wird angestrengter, angefochtener und bekümmter sein, es wird ein Baum mit weniger Blättern und Blüten sein als das traditionelle, aber es wird eine tiefere Wurzel haben, herber und auf das Wesentliche zusammengefasst sein. Es wird persönlicher und weniger institutionell sein.“ Beinahe prophetisch! Im Jahr 1966, als sich nach dem Konzil erste Erosionserscheinungen zeigten, sollte Rahner über „Frömmigkeit früher und heute“ schreiben – darin eines der meistzitierten, oft aus dem Zusammenhang gerissenen Rahnerworte: „Der Fromme von morgen wird ein ‚Mystiker‘ sein, einer, der etwas ‚erfahren‘ hat, oder er wird nicht sein“.

Die Zukunft des Christentums wird eine mystische sein: Das ist heute, bei wachsendem „Religionshunger“ und abnehmender Kirchlichkeit, evident. Verwandte, die keine Sakramente mehr empfangen, Angehörige, die aus der Kirche ausgetreten sind, Suizid – all das kannte Rahner aus eigener Anschauung. Es beschäftigte ihn, vielleicht quälte es ihn manchmal auch: „Wir wissen bei keinem eine wirkliche und bestimmte Antwort. Bei keinem. Auch nicht bei den ‚guten Katholiken‘, die ‚mit allen heiligen Sakramenten‘ versehen starben.“ Der Jesuit, der nicht nur Professor war, sondern sich in der Seelsorge auch von alltäglichen Sorgen betreffen und anfragen ließ, gab sich aber auch überzeugt: „Man darf, ja man muss aber auch für alle anderen das rettende Erbarmen Gottes hoffen.“ Problematisch wird es, wenn wir meinen, darüber verfügen zu können. Dann spielen wir uns zu Göttern auf, die dem einen Gott Vorschriften machen. Das stößt ab. Mein Lebenszeugnis muss diskret erfolgen, gewisse Formen von „Missionierung“ ähneln einer Erpressung, die nicht auf die freie, innere Zustimmung abzielt.

Umso mehr freute mich, als mir die Enkelin meiner Patientante eine Dankeskarte von ihrer Hochzeit schickte, bei welcher ich auch ihr erstes Kind taufte: „Du hast einige unserer Freunde dazu bewegt, doch nicht aus der Kirche auszutreten.“ Die Mitteilung überraschte mich, darauf hatte ich es gar nicht angelegt. Vielleicht werden manche Menschen nachdenklich, wenn einen so angestrengt – um nicht zu sagen: zwanghaft – versucht wird, sie „in die Kirche“ zu bringen. Es kommt auf den guten Willen an. Das Vollbringen müssen wir einem anderen überlassen. Deswegen hat Jürgen Habermas recht, wenn er auf Transzendenz pocht und davor warnt, Religion auf Glückseligkeit zu reduzieren. „Die christliche Hoffnung“, schrieb der 96-Jährige, „richtet sich unter anderem auf die Auferstehung von den Toten und eine Erlösung von allen Übeln dieser Welt und ist ihrerseits abhängig vom Glauben an die Verheißung Gottes. Dieser Akt des Glaubens an das Eintreten des Verheißenen prägt auch den Modus des täglichen Lebens.“

Dort, im Alltag, bewährt und bewahrt sich der Glaube – aber nicht der Glaube an mich selbst (der Götze Selbstoptimierung), auch nicht der Glaube an die eigene Überzeugungskraft oder Frömmigkeit, sondern die Zuversicht, dass Gott auch heute wirkt. Manchmal, ohne dass ich es bemerke – auch in der eigenen Familie oder im Verwandtenkreis. **CIC**

ANDREAS R. BATLOGG, Dr. theol., ist Jesuit, Theologe und Publizist in Wien.